



Curdin Orlik, Kranzschwinger.

LIEBER FREI ALS ÄNGSTLICH

Der Schwinger Curdin Orlik outet sich als schwul. Die Geschichte einer schwierigen Entscheidung.

TEXT

CHRISTOF GERTSCH

BILD

ANNE MORGENSTERN

Manchmal, sagt Curdin Orlik, sei es am besten, gleich auf den Punkt zu kommen. Er rückt den Stuhl näher, nimmt einen Schluck Wasser, legt die Arme auf den Tisch. «Ich bin so», sagt er dann, «ich kann nichts dafür. So bin ich geboren.»

Dies ist Curdin Orliks öffentliches Coming-out. Als erster Schwinger und als erster aktiver männlicher Top-sportler in der Schweiz überhaupt steht er zu seiner Liebe zu Männern. 27 Jahre alt ist er, befindet sich in der Blüte seiner Karriere: Sieger am Walliser, am Freiburgischen, am Emmentalischen und am Oberländischen Schwingfest, Schlussgangteilnehmer am Unspunnen-Schwinget, Kranzgewinner am Eidgenössischen Schwingfest. Viele sagen, er habe das Zeug zum König. Er selbst denkt das auch.

Doch jetzt ist etwas anderes wichtig. «Ich will frei sein», sagt er. «Viel zu lange habe ich verdrängt, wer ich wirklich bin. Ich bin keiner, der vor Leuten herumknutscht, aber ich will mich mit einem Mann in die Badi legen und ihn berühren können. Ich tue das auch für meinen Sohn, ihn will ich auf gar keinen Fall anlügen. Ich wusste schon immer, dass ich schwul bin, sicher seit ich

zwölf war. Aber ich dachte: Das ist falsch, das kann nicht sein. Auf dem Schulhausplatz habe ich Sachen gehört: Du schwule Sau, du Schwuchtel. Oder beim Fussball: So ein schwuler Pass! Auch beim Schwingen. Klar, niemand meinte das ernst, aber wenn du selbst so bist, dann denkst du: Scheisse, das ist nicht gut. Ich dachte: Ich will nicht schwul sein. Aber ich bin es. Nun ist es raus.»

Es ist kurz vor Weihnachten 2019, als Curdin Orlik das sagt. Wenige Tage zuvor hat Jörg Wetzel mich kontaktiert, sein Sportpsychologe, seit drei Jahren einer seiner wichtigsten Vertrauten. Curdin Orlik, sagte Wetzel, wolle etwas erzählen. In den darauffolgenden Wochen treffen Orlik und ich uns viele Male, immer im gleichen Café in Bern. Er spricht stundenlang, in knappen, klaren Sätzen. Manchmal unterbricht er sich, sagt: «Das ist jetzt etwas peinlich.» Doch dann redet er weiter und staunt, wie leicht ihm das fällt.

Auch seine Eltern, sein jüngerer Bruder, sein Athletiktrainer, seine beste Freundin und Jörg Wetzel unterhalten sich in dieser Zeit mit mir. Sie tun das, weil Curdin Orlik sie darum ge-

beten hat: Wenn er mit seiner Geschichte an die Öffentlichkeit geht, möchte er, dass sie aus allen Blickwinkeln erzählt wird.

Curdin Orlik, geboren 1993, wuchs mit drei Brüdern als Sohn praktizierender Katholiken in Landquart auf, im ältesten Haus im Dorf mit viel Umschwung. Die Mutter, Bauerntochter aus dem Aargau, war Hausfrau, half in der Kirchgemeinde, spielte Klarinette in der Musikgesellschaft. Der Vater, ein Bündner Oberländer, Sohn eines tschechischen Immigranten, war Kantons-polizist, Schweizergardist, Schwinger. 1998, an seinem letzten Eidgenössischen, fehlte ihm ein Viertelpunkt zum Kranz (ein Kranz ist gleichbedeutend mit einer Klassierung unter den ersten fünfzehn Prozent der Teilnehmer). Seine Söhne schauten zu und merkten: Das wollen wir auch.

Wie der Vater gingen sie zunächst ins Judo, dann erst ins Schwingen. Doch Curdin hatte noch ein anderes Interesse: Nach der musikalischen

Früherziehung und einigen Jahren Klavierunterricht fing er mit dem Orgelspiel an, bei einem Lehrer, der ihn für so talentiert hielt, dass er in ihm schon den künftigen Kirchenorganisten sah. Er bekam den Schlüssel zur Dorfkirche, um jederzeit üben zu können, und begleitete mit fünfzehn seinen ersten Gottesdienst. Neben ihm auf der Empore sass seine Mutter und blätterte die Seiten um.

«Ich war nervöser als er», sagt Helen Orlik, als sie und ihr Mann Paul an einem Januarmorgen daheim in Maienfeld am Esstisch Platz nehmen, sie am Kopfende, er an der Seite, in der Wohnung, in der sie leben, seit auch der Jüngste ausgezogen ist. Der Vater trinkt Kaffee, die Mutter hat sich heisses Wasser gemacht und drückt jetzt sorgfältig den Teebeutel am Tassenrand aus.

«Ich habe mich zurückgenommen für die Familie», sagt sie.

«Stimmt», sagt er. «Die Kinder, das Schwingen, die Arbeit – das ging nur, weil ich eine gute Frau hatte, die mich unterstützte.»

«Aber in die Musik bin ich immer gegangen, immer dienstags.»

«Das war deine Bedingung: dass du in die Musik gehen kannst. Dann habe ich zu den Buben geschaut.»

«Es war eine gute Zeit», sagt sie.

Von seiner Mutter hat Curdin Orlik die Offenheit, den Mut und das Verlangen, immer allen zu helfen, was regelmässig dazu führt, dass er sich übernimmt. «Mami, ich bin wie du», sagt er, wenn er wieder einmal den Überblick verloren hat. Und sie sagt: «Darum will ich ja, dass du auf dich aufpasst.» Von seinem Vater hat er den Körperbau und dieses absolut reine Sporttalent, von dem selbst erfahrene Trainer sagen, so etwas sei ihnen noch nicht oft begegnet. Mit seiner Mutter führte er als Kind lange Gespräche, zu seinem Vater hingegen schaute er auf. «Er war der Grösste, Stärkste, Beste», sagt Orlik, «eine richtige Vaterfigur. Mit ihm konnte man Seich anstellen, aber er sagte auch, wenn er genug hatte.»

Die Brüder machten viel zusammen, doch noch lieber spielte Curdin mit den Mädchen aus der Nachbarschaft. Einmal sagte die Nachbarin zu seiner Mutter: «Den musst du dann

festhalten, der läuft schon bald den Frauen hinterher.» Lange war es Curdins grösster Traum, diese Erwartung zu erfüllen. Wenn jemand in der Schule einen Schwulenwitz erzählte, lachte er, um nicht aufzufallen. Er brauchte das Wort nur zu hören, schon raste sein Puls, und er fürchtete, rot anzulaufen. Er schämte sich für das Versteckspiel und wusste doch nicht, wie er es beenenden sollte. War er mit Kollegen unterwegs, schaute er Frauen absichtlich hinterher. Nach aussen gab er den Macho, innerlich zerriss es ihn. Heute sagt er: «Ich konnte nicht zulassen, dass ich anders bin. Ich wollte unbedingt eine Freundin.»

Seine Mutter bemerkte, dass ihn etwas belastete. Er wurde stiller, war nicht mehr der Sonnenschein, als den ihn alle gekannt hatten. Aber verändert sich in der Pubertät nicht jeder ein bisschen?

«Ich blockte ab», sagt er, «ich konnte mir einfach nicht vorstellen, mit jemandem zu reden. Schwul zu sein, fühlte sich nicht normal an, sondern falsch.» Ein Onkel seiner Mutter ist homosexuell, aber wirklich darüber gesprochen wurde nie.

Wenn Curdin Orlik heute an seine Jugendzeit zurückdenkt, kann er kein einschneidendes Erlebnis benennen, das ihn daran gehindert hätte, sich zu öffnen. Es wurden keine Schwulen verprügelt im Dorf. Was ihn schmerzte, war vielmehr die komplette Abwesenheit des Themas. In der Schule, in der Kirche, auch im Schwingen schien es eine stille Übereinkunft zu geben, dass für Schwule kein Platz ist. Die Ablehnung war unausgesprochen und dadurch unangreifbar.

Mit fünfzehn brachte Curdin als Erster der Orlik-Brüder eine Freundin nach Hause. Mit siebzehn hatte er wieder eine Freundin. Das war 2010, und im gleichen Jahr wurde sein Talent als Schwinger erkennbar: Am Bündner-Glarner Schwingfest erkämpfte er sich seinen ersten Kranz. Die Kuhglocke, die es dafür gab, hingte er an das Holzgestell im Wohnzimmer, zwischen die vielen Glocken, die sein Vater gewonnen hatte.

Im Sport wurde er immer besser, doch ihm ging es immer schlechter. Er wünschte sich, wie seine Eltern zu sein. Er kannte ihre Geschichte, wie sie sich kennen gelernt hatten, in den 1980er-

Jahren auf einem Tanzschiff in Genf, als beide dort bei der Post arbeiteten. Er sah ihre Normalität. Und er sah, wie sehr sie sich liebten. Eine solche Liebe wünschte er sich. Aber wie sollte das gehen? Als Curdin Orlik kurz vor seinem zwanzigsten Geburtstag wieder Single war, begann er, im Netz nach Kontaktanzeigen von Schwulen zu suchen. Mit manchen traf er sich. Es waren keine guten Erlebnisse.

«Ich fühlte mich missbraucht. Ich dachte, wenn Schwulsein bedeutet, dass es einem so elend geht, ist das nichts für mich. Gute Schwule kennen zu lernen, ist doppelt schwer, wenn man sein Schwulsein versteckt hält. Du bist wehrlos, weil immer die Angst mitschwingt, dass du auffliegst. Und mit wem hätte ich über schlechte Erfahrungen reden sollen? Ich war allein. Es klingt vielleicht blöd, aber ich schloss daraus, dass ich wieder eine Freundin brauche.»

Er zog in die Romandie, für ein Praktikum auf einem Bauernhof, und ein Jahr später nach Bern, um Agronomie zu studieren. Dort lernte er eine Frau kennen. Zuerst schrieben sie sich, dann trafen sie sich in einem Starbucks. Sie kamen zusammen und wurden im Frühling 2016 Eltern.

Von da an hatte Curdin Orlik nur noch einen Gedanken: «Jetzt musst du das durchziehen.»

Er war jetzt Schwinger, Student und Vater, pendelte zwischen seiner Kleinfamilie, mit der er sich im Berner Oberland niedergelassen hatte, der Hochschule in Zollikofen und mehreren verschiedenen Trainingsorten. Er spielte wieder Orgel in der Kirche, um etwas dazuzuverdienen, hörte die Predigten des Pfarrers, war überall und nirgends, musste so viel Widersprüchliches vereinen.

Die Menschen in seinem Umfeld sorgten sich, so bedrückt war er. Sie glaubten, er hadere mit der Verletzung, die ihn damals plagte, und werde schon zurück in die Spur finden. Tun das Sportler nicht immer?

Aber es ging nicht. «Ich merkte, so kann es nicht ein Leben lang bleiben.» Im Sommer 2017, ein Jahr nach der Geburt seines Sohnes, zog Curdin Orlik aus der gemeinsamen Wohnung aus, zwei Wochen vor dem Unspunnen-Schwinget, dem Fest, das ihn auf einen Schlag bekannt machen sollte: Im



Curdin Orlik in Aktion beim Oberaargauischen Schwingfest in Grafenried 2019.

Schlussgang stand nicht, wie von vielen erwartet, sein Bruder, sondern er. Wenig später trennte er sich endgültig von seiner Partnerin, erzählte ihr alles: dass er sie wahnsinnig gernhabe, dass etwas aber fehle.

Es gibt fast keine prominenten männlichen Sportler, die ihre Homosexualität offen leben. Und von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, warteten alle mit dem Coming-out bis nach ihrem Rücktritt, so wie es der NBA-Center John Amaechi, der walisische Rugby-Superstar Gareth Thomas oder der Weltklassemchwimmer Ian Thorpe getan hatten. Wer sich outet, riskiert Sponsoreneinbussen und Schmähungen von den Zuschauern, in der Kabine und den sozialen Medien.

Auf die Frage, warum er sich erst nach dem Karriereende geoutet habe,

sagte Thomas Hitzlsperger, der einzige offen schwule Fussballnationalspieler Deutschlands: «Wer ein Gefühl für die Stimmung in einer Mannschaft hat, der weiss einfach, was angesagt ist. Der Gruppenzwang kann enorm sein.» Und weiter: «Homosexualität wird im Fussball schlicht ignoriert.»

Nach Hitzlspergers Outing im Jahr 2014 hofften viele Homosexuelle, dass es für die Spitzensportler unter ihnen leichter würde. Mehdi Künzle, damals Vorstandsmitglied der Schwulenorganisation Pink Cross, sagte: «Schwingen ist in der Schweiz sicher die heikelste Sportart für ein Coming-out. Da muss sich ein Sportler gegenüber dem konservativsten Teil des Landes zu seiner Homosexualität bekennen.»

Im Showbusiness ist Homosexualität kein Thema mehr. Offen homosexuelle Politikerinnen und Politiker gibt es immer öfter. Der Sport jedoch ist eine Zone gesellschaftlicher Rück-

ständigkeit, vor allem der Männer-sport. Hier regiert die sogenannte toxische Männlichkeit. Der Begriff stammt aus der Soziologie und wird oft missverstanden. Er besagt nicht, dass alle Männlichkeit giftig ist, und meint auch nicht ausschliesslich das Verhalten von Männern.

Vielmehr geht es, wie der deutsche Psychiater und Autor Robert von Cube schrieb, um ein Ideal, das jedes Anzeichen von Schwäche, Weichheit oder mangelnder Potenz bestraft. Stählerne Gewinnertypen werden verherrlicht, zugleich werden Gegenentwürfe bekämpft. In Sportvereinen und anderen Männerbünden ist solches Verhalten weit verbreitet. Aber es sind nicht nur Männer, die solche Ideale aufrechterhalten. Es sind, so von Cube, «ebenso Mütter, die ihren Söhnen beibringen, nicht zu weinen, Mädchen, die schwache Mitschüler auslachen, Frauen, die von ihrem Partner erwarten, «seinen Mann zu stehen»».

Knapp ein Jahrzehnt ist es her, dass «Hoselupf» in die Kinos kam, ein Dokumentarfilm übers Schwingen. Dem Regisseur This Lüscher gelang damit ein bemerkenswert genaues Porträt der Szene. Doch mit einem für ihn besonders wichtigen Anliegen scheiterte er: Weil er Schwingen für eine körperlich intime Sportart hält, eine der homoerotischsten überhaupt, wollte Lüscher herausfinden, wie es um die Toleranz der Szene gegenüber Schwulen steht. Er suchte jemanden, der bereit gewesen wäre, sich zu outen oder wenigstens glaubwürdig über die Thematik zu reden. Es war aussichtslos. «Wir sprachen mit wahnsinnig vielen Leuten», sagt Lüscher, «aber alle taten, als gäbe es das nicht. Wir sagten: Das kann gar nicht sein, bei so vielen, die schwingen. Es war ein Riesentabu.»

Seither hat sich Lüscher oft gefragt, warum die Reaktionen damals so abwehrend ausfielen. Seine Erklärung: «Es ist ein bisschen wie mit Ausländern. Da gibt es auch Vorurteile. Aber im persönlichen Umgang haben die wenigsten Schwinger etwas gegen Ausländer, und in den meisten Klubs wären sie sicher willkommen.» —>

Genau diese Verklemmtheit und Sprachlosigkeit wollte Curdin Orlik durchbrechen. Er ist kein Wichtigtuier, im Gegenteil, er fragte sich lange, ob ein öffentliches Outing überhaupt nötig sei.

Der Psychologe und LGBTQ-Aktivist Hannes Rudolph sagt, die Community mache sich viele Gedanken über die Outings von Prominenten und wie die Medien damit umgehen. Daraus liessen sich, so Rudolph, drei Schlüsse ziehen.

Erstens: Egal, wie mans macht – in den Augen der Öffentlichkeit macht mans falsch. «Entweder werfen die Leute dir vor, du würdest dich verstecken. Oder es heisst, du willst deine Sexualität breittreten.»

Zweitens: Bloss weil jemand über seine Sexualität spricht, heisst das nicht, dass die Öffentlichkeit einen Anspruch darauf hat, alles zu erfahren. «Die Person, die sich outet, hat jedes Recht, Grenzen zu ziehen», sagt Rudolph. «Sensationslüsternes Nachfragen muss sie sich nicht gefallen lassen.»

Und drittens: Die Berichterstattung über Coming-outs orientiert sich stark am Individuum. «Doch nicht die homo- oder bisexuelle Person ist das Problem», sagt Rudolph. «Warum müssen Menschen, die jemanden des gleichen Geschlechts lieben, solche Ängste ausstehen? Es ist unsere Gesellschaft, die sexuelle Orientierung überhaupt erst zum Problem macht.»

Ehe er sich ans «Magazin» wandte, gab es unter Curdin Orliks Vertrauten die Überlegung, in einem unverfänglichen Interview über das Schwingen beiläufig eine Bemerkung fallen zu lassen. «Als wäre es das Normalste der Welt», wie er sagt. Dass er es nun trotzdem anders macht, begründet er so: «In der Welt, aus der ich komme, wird Schwulsein eben nicht als das Normalste der Welt betrachtet.»

Von einem öffentlichen Outing war er im Sommer 2017 weit entfernt. Gerade hatte er sich gegenüber der Mutter seines Kindes geöffnet, nun zog er Schritt für Schritt weitere ihm nahestehende Menschen ins Vertrauen. Jedes Mal hatte er Angst, zurückgewiesen zu

werden. Doch jedes Mal fühlte er sich danach ein wenig befreiter.

Das Gespräch mit den Eltern kostete ihn am meisten Überwindung. «Insgeheim wusste ich, dass sie mich weiterhin lieben würden – aber die Angst, sie könnten mich verstossen, war grösser», sagt er.

Im Februar 2018 war es schliesslich so weit. Schon die ganze Woche hatte sich Curdin Orlik vorgenommen, in Maienfeld anzurufen. Am Freitagabend rang er sich dazu durch. «Ich muss dir etwas erzählen, Mami», sagte er. «Aber nicht am Telefon. Kannst du nach Bern kommen?»

«Was ist denn los?», fragte sie. «Hast du wieder eine Frau geschwängert? Bist du krank? Oder ist etwas mit mir?»

«Alles gut, Mami. Komm bitte einfach.»

Am Montagabend, an seinem 25. Geburtstag, holte er sie in Bern am Bahnhof ab und führte sie durch die Stadt zu einem asiatischen Restaurant. Er schwieg fast die ganze Strecke. Nachdem sie ihre Bestellungen aufgegeben hatten, sagte er: «Ich weiss nicht, wie ich es dir sagen soll.»

«Curdin», erwiderte sie, «bist du schwul?»

Übers Wochenende hatte sich Helen Orlik den Kopf zerbrochen, was ihr Sohn ihr Wichtiges zu erzählen haben könnte. Woher sie die Eingebung hatte, weiss sie nicht mehr. «Wahrscheinlich spürte ich es einfach.»

Curdin Orlik blickte jedenfalls erleichtert auf. Nach einer Weile fragte er: «Und wie sage ich es Papi?»

Seine Mutter versprach, das für ihn zu übernehmen.

Heute sagt Paul Orlik: «Ich fiel aus allen Wolken. Nie hätte ich gedacht, dass Curdin schwul ist.»

«Bei mir war es umgekehrt», sagt Helen Orlik am Esstisch in Maienfeld. «Das ist doch genau, was die Leute so gernhaben an ihm: dass er Gedankengänge hat, die ich von anderen Männern – also jedenfalls meinen Männern – nicht kenne.»

«Es ist jetzt so, wie es ist», sagt Paul Orlik nach einer kurzen Pause. «Ich habe es akzeptiert.»

«Aber leicht fiel es dir nicht.»

«Ich musste schon leer schlucken. Ich brauchte Zeit, um damit klarzukommen.»

«Er ist immer noch der gleiche Mensch.»

Mit Curdin hat der Vater bis heute nur einmal kurz über das Thema geredet. «Ist einfach nicht unsere Art», sagt Curdin Orlik bei einem unserer Gespräche in Bern. «Kurz nach dem Abendessen mit meiner Mutter zog ich in eine neue Wohnung. Mein Vater nahm sich extra zwei Tage frei, um mir beim Umzug zu helfen. Das war seine Art zu zeigen, dass er mich immer noch liebt.»

Nach dem Abschluss des Studiums begann Curdin Orlik im Sommer 2018 mit einem 70-Prozent-Pensum bei IP-Suisse, als Projektleiter im Bereich Fleischprodukte. Seine Mutter fand, das sei etwas viel – die Arbeit und die acht Trainings pro Woche. Er aber sagte, dass er nie im Leben nur Sportler sein möchte, «wo bleibt denn da die Beschäftigung mit dem Kopf?»

Er schwang nicht mehr für die Nordostschweizer, sondern seit der Saison 2017 für den BKS, den Bernisch-Kantonalen Schwingerverband. Sein Vater hatte befürchtet, als Auswärtiger werde er unter die Räder kommen, doch im Gegenteil: Er wurde zu einer Stütze.

Aber es fiel ihm noch immer schwer, sich allein mit einem Mann in ein Restaurant zu setzen, selbst wenn es nur ein Kumpel war. Er hoffte so sehr, sich nicht durch eine unbedarfte Geste zu verraten. Die Kollegen im Verein und bei der Arbeit liess er im Glauben, er sei ein Frauenschwarm. Wenn sie fragten: «Hast du heute wieder ein Date mit einer schönen Frau?», verneinte er es nicht, obwohl er sich nun mit Männern traf.

Er liebte seinen Sport, und er liebte Männer. Er glaubte einfach nicht, dass sich beides vereinbaren lässt, eine Karriere als Schwinger und ein heimliches Leben als Schwuler. Das eine, dachte er, schliesse das andere aus. Er sah nur einen Ausweg: sich öffentlich zu outen.

Am Morgen des 18. August 2019 lag er im Bett und las die Nachricht eines Freundes. «Schon gesehen?», schrieb dieser, dazu das Foto eines «SonntagsBlick»-Artikels, ein Ausblick auf das Eidgenössische Schwing-

fest. Darin stand, in Schwingerkreisen halte sich hartnäckig ein Gerücht. Mit grossen Buchstaben hervorgehoben war der Satz: «Äussert sich nach dem Fest in Zug der erste Schwinger zu seiner Homosexualität?»

Curdin Orlik war geschockt. Dem Freund schrieb er, dass er ihm so etwas nie mehr schicken solle. Es erreichten ihn weitere Nachrichten von Leuten, die er ins Vertrauen gezogen hatte. «Schreiben die über dich? Wirst du geoutet? Wie geht es dir?»

Es ging ihm beschissen, sagt er heute.

Die Frage, um welchen Schwinger es in dem Artikel ging, war an den Empfängern der Klubs und Kranzgewinner in den Wochen nach dem Eidgenössischen das dominierende Gesprächsthema. Curdin Orlik blieb den meisten Anlässen fern. Wenn er doch einmal auftauchte und im Spass gefragt wurde: «Bist du?», wich er aus. «Hey, habt ihr sonst keine Probleme?»

Der «SonntagsBlick»-Artikel und das Gerede brachten ihn von dem Vorhaben, öffentlich zu seiner Liebe zu Männern zu stehen, beinahe wieder ab. Er war hin- und hergerissen. Hier der Wunsch, endlich das Gefühl vollkommener Freiheit zu empfinden. Dort die Angst vor den Reaktionen.

Auch in den Wochen, als er dem «Magazin» seine Geschichte erzählt, überkommen ihn wieder Zweifel. Er schläft schlecht, ist unkonzentriert im Training. Immer wieder wägt er die Argumente ab, verfasst Listen, auf Papier und im Kopf. Am Ende ist die Antwort stets dieselbe:

«Lieber bin ich frei als ängstlich.»

Und jetzt, im März 2020, steht Curdin Orlik am Anfang einer neuen Saison. Wie werden die Leute reagieren? Mit welchen Fragen werden sie ihn löchern? Er ist jetzt der erste schwule Schwinger, der dazu steht. Aber dass es, wenn von ihm die Rede ist, fortan nur noch darum geht – genau das will er nicht. Auch deshalb hat er sich entschieden, einmal alles zu erzählen: damit er nachher seine Ruhe hat.

Höhepunkt der Saison ist das Eidgenössische Jubiläums-Schwingfest Ende August in Appenzell, gefeiert wird das 125-jährige Bestehen des

Schwingerverbands. Alle werden da sein, die alte Garde, die jungen Wilden und natürlich Christian Stucki, der Schwingerkönig, den er am Emmentalischen vor einem Jahr zu Boden rang. Und Curdins jüngerer und erfolgreicherer Bruder, Armon Orlik.

Bereits siebzehn Kranzfeste hat Armon Orlik gewonnen, in Appenzell wird er einer der Favoriten sein. Lange belastete Curdin die Rivalität mit seinem Bruder. Es ist fast zehn Jahre her, dass die beiden in einem Ernstkampf gegeneinander angetreten sind. Danach duellierten sie sich im Training. Einmal ging der Kampf über fünfzehn Minuten, am Ende gestanden sie sich zähneknirschend ein, dass keiner den anderen zu bodigen vermochte.

Die Vertrauten von Curdin Orlik sagen, er habe als Schwinger zwei besondere Gaben: Erstens sei er nicht nur kräftig, sondern auch schnell. Zweitens gebe es niemanden, den er nicht bezwingen könne, wenn er einmal richtig locker drauf sei.

Im Sport heisst es immer, dass man frei sein muss, um Höchstleistung zu bringen. Curdin Orlik kennt diesen Zustand nicht. Seit er im Sägemehrling kämpft, stand er immer irgendwie neben sich, war nie ganz er selbst. Das Wissen darum, dass er sein wahres Ich versteckt, war immer präsent.

Er sagt: «Vielleicht werde ich etwas Zeit brauchen, bis mich die neue Situation nicht mehr stresst, sondern befreit.»

Sein Vater sagt: «Es ist sein Leben, er ist volljährig. Aber es wird bestimmt nicht einfach, es wird eine Riesenwelle geben. Und man wird uns komisch anschauen. Uns kennt man halt in Maienfeld, aber das ist egal. Wir sind stolz auf ihn.»

Und sein Bruder Armon, den ich zwischen zwei Trainings in Magglingen treffe, wo er den WK für Armee-Spitzensportler absolviert, sagt: «Dass sich mein Bruder outet, ist das Mutigste, das jemand machen kann. Ich bewundere ihn sehr dafür.»

In den vergangenen Monaten hat sich Curdin Orlik häufig gefragt, was es gebraucht hätte, um früher zu seiner Homosexualität stehen zu können. Hätten die Eltern merken müssen, was ihn plagt? Er glaubt das nicht: «Vieleicht sind die Eltern gar nicht die Richtigen, um über so etwas zu reden.» Was

er sich gewünscht hätte, und zwar lange bevor er sich von Männern angezogen fühlte: zu wissen, dass es etwas Normales ist, wenn Männer Männer lieben. «Ich hätte mir gewünscht, bereits als Kind zu erfahren, dass es viele verschiedene Lebensformen gibt und dass jede in Ordnung ist. Aber so war es nicht. In der Familie, in der Schule, in meinem ganzen Umfeld war Schwulsein etwas Verschwommenes, Unsichtbares.»

Er wohnt jetzt in Rubigen, einem Dorf auf dem Weg ins Berner Oberland, in der Nähe seiner Ex-Partnerin und seines Sohnes. Er sieht ihn jedes zweite Wochenende und in den Ferien, geht mit ihm schwimmen oder auf den Spielplatz. «Das liebt er», sagt Curdin Orlik. «Da kann es auch in Strömen schiffen, das ist ihm egal.»

Vor wenigen Wochen ging Curdin Orlik abends nach dem Training mit ein paar Schwingern in eine Bar. Als das Gespräch auf den früheren Geschäftsführer kam, einen Schwulen, der überraschend gekündigt hatte, sagte einer aus der Gruppe: Also ihn erstaune das nicht. Von so einem könne doch nichts Gutes kommen. Curdin Orlik schwor sich: Das war das letzte Mal, dass er geschwiegen hat. DM

CHRISTOF GERTSCH ist Reporter bei «Das Magazin». christof.gertsch@dasmagazin.ch